



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland**

**Richter, Julius Wilhelm Otto**

**Leipzig, 1882**

Ludwigstadt.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30040**

mit Holz beladenen Flöße. „Bis diese gewaltigen Massen allenthalben in Ordnung und Reihe gebracht sind, kostet es viel Schweiß und Drängen und Lärmen, und“, schreibt Fentsch sehr wahr, „mancher kräftige Fluch widerhallt am Gestade. Hoffnung, Furcht und Sorge regen auf; denn da und dort schwimmt das ganze Vermögen eines Floßherrn auf den trügerischen Wellen. Die Flöße bestehen je aus neun oder zehn aneinander gelegten, durch „Wieden“ verbundenen Baumstämmen, den sogenannten Böden oder Baumflößen, von denen dann eine Reihe von zwölf und mehreren aneinander hängt; das Ganze führt erst den Namen „Floß“. Diese Böden, deren in guten Jahren 4—5000 mainabwärts gehen, sind mit Schneidbrettern belastet, von welchen 1000—1100 Stück ein „Stümmel“ heißen; alles Weißtannen- und Fichtenholz. Die Holländerstämme (Schiffsbauholz) werden in Eltmann den Eichenflößen beigelegt.

„Das derbe, körnige, genußfüchtige Völklein der Flößer unterscheidet sich von den ansitzenden Nachbarn auf allen Seiten, als ob es aus anderm Samen entsprossen wäre.“ Seine Nachbarn sind eben meist Weber und Schiefertafelmacher — schlecht bezahlte und schlecht genährte ärmere Leute. Die Flößer dagegen sind ein kräftiger, von rauher Arbeit, Berg- und Waldluft gestählter Menschenschlag, der für seine Mühe auch etwas genießen will und von alters her in Mainz und Frankfurt andre Genüsse gelernt hat, als sein Nachbar Weber daheim, der jahraus jahrein in schlecht ventilirten Stuben hockt, nur von Kartoffeln und Kaffee mit Sirup lebt, und den die Armut schwächig und scheu gemacht hat. Der Flößer ist hoch- und grobstämmig, offen, leidenschaftlich und ohne rüchhaltiges, verstecktes Wesen; die Kraft seiner Sehnen und Knochen erprobt er auch gern einmal in solenner Prügelei; die Waldaufseher sind des Flözers ewige Feinde und im Frankenwalde am allerwenigsten zu beneiden.

Im obersten Frankenwalde, schon am Rennsteige, liegt Ludwigstadt, oder „Luderstadt“, wie schon der alte Merian das Städtchen nennt. Hier ist die Tafelmacherei zu Hause, den Schiefer liefern das benachbarte Lehesten, Dürrnweid und andre Brüche des Frankenwaldes. So ärmlich diese Arbeit lohnt, so unzertrennlich ist sie von den Leuten; Burschen und Dirnen werden damit am ehesten das, was sie selbständig heißen; andre Leute mögen ihre Lebensführung eher ein weißes Sklavenleben nennen. Nährender ist die Schieferindustrie der Geroldsgrüner und die Korbmacherei um Kronach und Richtenfels, welche schon im Jahre 1875 an 4000 Menschen nährte, deren rastlose Hände für 200000 Mark Rohmaterial verarbeiteten. Neuerlich beschäftigt aber diese Industrie gar 12—14000 Arbeiter, bei einem Jahresumsatze von 3—4 Mill. Mark. Bei den Tafelmachern, den Korbflechtern und Webern, also genau bei den Berufsarten, wo die Arbeit den Menschen schon von früher Jugend an zum ewigen Festsitzen, zur Arbeit in der brütenden Luft der schwülen, überfüllten Stuben bannt, kehrt auch die Liebe sehr früh ein; diese Bevölkerung nimmt auch an Kopfszahl viel rascher zu wie die eigentliche Bauernschaft. Übrigens geht der Fichtelberger Bursche überhaupt früh „auf die Frei“, d. h. früh hat er eine Liebste. Die Brautwerbung selber aber ist wieder was ganz andres, da spricht der Verstand das große Wort. Im Frankenwalde trägt der Brautführer noch heutigestags Stock und Degen. Am Abend vor der Trauung gibt's im ganzen Fichtelgebirge „Häsfaklies“ (Hefenflöße), die sich noch vielfach die Burschen an lange Stangen von der Glücklichen anstecken

lassen, was man „Spießrecken“ heißt. Bei der Hochzeit selber wird gerade kein Luxus getrieben, was früher sehr anders war. Die drei größten Feste sind im ganzen Gebirge Weihnachten, wo man „mezelt“ und Schlachtschüssel hält; Ostern, wo man die Brunnen schmückt, und die Kärwa oder Kirchweih, wo man so gastfrei als möglich ist und den „Plantanz“ im Freien um den Kirchweihbaum abhält. Da tanzt zuerst die kinderlose junge Welt: der Bursche, an der Rechten die schmucke, von Lust und Lust selig erglühende „Mad“, in der Linken ein grünes Trinkglas mit Glasringeln daran, deren feines Klingen beim Tanze die Begeisterung erhöht. Später erst tanzen die übrigen „Bärbala“ und „Maichala“, bei denen Gürtel und Schleier schon entzwei gerissen sind, mit ihren bemoosten Burschen. Beim Walzer tanzen alle auf einmal darauf los; der Bursche aber drückt sein dralles Mädchen so ganz innig oder hermetisch an sich hinan, als dürste — wie beim Kopulieren — „der böse Feind nicht Platz zwischen ihnen finden!“ So drehen sie sich denn selig auf dem Raume von wenig Quadratschuhen förmlich um ihre eigne Achse. Ab und zu schleudert dieser die Mad, zu seiner und aller Freude, mit Jubelschrei oder ohne diesen, „hoch in die Höhe“ ... So tanzt man, mit wenig Abänderungen, wie sie jede Zeit doch endlich bringt, schon seit Jahrhunderten. Ja, ja, in Franken „ob Gebürges“ — obwohl die Bevölkerung aus drei Stämmen wenigstens sich mischen mußte — hält man zähe am guten Alten; so wert wird hier das Alte, Gewohnte, Erprobte geschätzt — oft fast über das vernünftige Maß hinaus — daß darüber noch heute ganz Deutschland in gutgemeintem Spotte mit dem Wörtchen „altfränkisch“ scherzt. Bleibe es doch immer so!

